

Köppen: „Männer und Taten“, geschrieben ist. Derselbe führt den Nachweis, daß ein Kriegsvertrag des Königs mit den Generalen seiner Umgebung niemals, weder 1866 noch 1870/71, stattgefunden, daß vielmehr stets und unter allen Umständen der König seine Entschlüsse auf Grund des Vortrages des Chefs des Generalstabes der Armee gefaßt und dessen Vorschlägen nach eingehender Erörterung und Prüfung ausnahmslos zugestimmt hat.

* Eine interessante Vorgeschichte hat die dieser Tage vollzogene Vermählung des Freiherrn v. S. mit der Tochter eines Bergbeamten. Im Jahre 1883 erkrankte, wie der „Sonn. Cour.“ mittheilt, bei dem Betriebsführer eines bei Oberhausen belegenen Bergwerks ein Mensch in zerrissenen Kleidern und Schuhen und hat um etwas Gutes. Er brühte seinen Dank in so höflicher Form aus, daß der Betriebsführer sich veranlaßt sah, nach den näheren Verhältnissen des Mannes zu fragen. Er erfuhr, daß derselbe aus adeliger Familie sei, findet habe, indeß durch ein Duell, in welchem er seinen Gegner getödtet, zur Flucht gezwungen worden sei. Aufgelaßt hat der Fremde, ihm doch Arbeit zu geben. Um den Bittsteller zunächst zu prüfen, ob es ihm auch Ernst mit der Arbeit sei, wurde er bei einem Auerschlag eingekerkert, bei dem kein Schlopper länger als zwei Schichten ausgehalten hatte. Drei Wochen lang verrichtete der Student die ärmste Arbeit, ohne zu murren, wiewohl ihm die Haut der Hände hellroth in Flecken herabging. Hierauf erhielt er bessere und lohnendere Arbeit, wurde auch zu Gehaltsungen v. herangezogen, molet er besonders häufig für das Bergloch seigte. Einmal Tages aber wurde die Polizei auf den Studenten aufmerksam, dieser bekam indeß rechtzeitig Wind davon und verschwand nach Antwerpen. Später kam ein Brief von ihm aus Wien, in welchem er hochfretend mittheilte, daß er bei einem Architekten Stellung gefunden. Einige Wochen darauf meldete der Student und Freiherr aus Königsberg, daß er doch endlich erwirkt und wegen des Duells mit Stellung bestraft worden sei. Er hat, da er von allen Mitteln entblößt ist, um etwas Tabak und verschafft, nach Abgabung seiner Erlöse zurückzuführen, um sich ganz dem Vergnügen zu widmen. Er hielt Wort und verließ etwa zwei Jahre auf der Bergwerke, dann bekam er eine feine Ausbildung entsprechende Anstellung bei einem hiesigen Großindustriellen. Jetzt hat seine Vermählung mit der Tochter seines Wohlthäters, jenes Betriebsführers aus Oberhausen, stattgefunden.

* Newyorker Damen. Ein amerikanisches Blatt schildert in ergötzlicher Weise, wie die newyorker Damen den Spruch: „Zeit ist Geld“ aufpassen, und entwirrt nachgehende Etüde von der Gemüthsruhe, mit welcher sie die geplagtesten Beamten, in gutem Vertrauen auf deren Bittlichkeit, in Berweisung bringen. Im Hauptpostamt von New-York wegen am Vormittag in der geschäftlichen Stunde Tausende von Briefen aus und ein, und an den Schaltern, wo Postvertheiler verankert werden, stehen lange Reihen ungeduldig harrender Skoulette, Commis und Vaufrücker. Wäplich ein Kouische und Knittern, wie aus fäheren Regionen, eine Bifton aus Tüll, Bändern, Spitzen schwebt in die Halle, schaut sich einen Augenblick wie wudend um und tritt dann an den einen der Postvertheilerchenhalter heran, bei der Gelegenheit einen kleinen Ausläuter, der eben ein Paket zum Wiegen durch das Fenster reichen wollte, fast erlöschend. Die Dame legt bedächtig während sie mit der einen Hand nach ihrer Kleiderfalte rüht, fragt sie den Beamten hinter dem Schalter: „Kann ich hier Postmarken bekommen?“ „Gewiß“, lautet die höfliche Antwort, „wie viele?“ „Ich weiß es noch nicht, ich muß erst mein kleines Geld zählen. Haben Sie auch Freicouverts?“ „Natürlich. Wie viele wünschen Sie?“ „Ich sagte Ihnen ja, daß ich erst mein Kleingeld zählen muß.“ Endlich kommt das Geldstückchen zum Vorschein, und die Dame öffnet das komplizierte Schloß mit vieler Mühe. Dann kann sie mit der behaglich ruhigen rechten Hand die in der Ede sitzenden Beamten nicht erreichen und sieht gemächlich den Handbüchlein Kleingeld zählend und allen Ede des Geldstückchens zu dem Ergebnis, daß sie 14 einzelne Cente, eine Zweicentstück und ein Centstück habe und verlangt entschlossen zehn Zweicentstücke. Der Beamte reicht ihr die verlangte Anzahl Marken durch das Fenster. „Ach, die sind ja roth — haben Sie denn keine grünen mehr?“ fragt die Dame nach. „Nein, die grünen sind von der alten Emulsion — die giebt es nicht mehr — aber da fehlt ein Cent, Madam.“ „Wirklich? Hasten Sie eben — zwölf, dreizehn, vierzehn, neunzehn — wirklich Sie haben recht.“ Unerwartetes Zurückbleiben des Geldstückchens. „Ach, ich habe keinen einzelnen Cent mehr — nehmen Sie, bitte, die eine Marke zurück. Der Postbeamte thut das und schickt ihr einen Cent durch den Schalter. Und wieder fährt die Dame mit der Hand in die Tasche und bringt nach langem Wäpchen zwei Briefe zum Vorschein. „Bitte, wiegen Sie einmal die Briefe, ob sie vielleicht zu schwer sind.“ „Nein, nein,“ ruft der verzweifelte Beamte, „ohne die Briefe auf die Waagschale zu werfen,“ sie sind nicht zu schwer. „Next!“ Doch die Dame läßt sich durch das energische Next nicht einschüchtern. Sie läßt

ruhig die zwei Marken auf die Briefe, faltet die übrigen zusammen und trägt sie im Gelächern. Dann lacht sie Gelächern, Handtücher, Briefe und Sonnenfarn zusammen und fragt mit ihrem süßesten Lächeln: „Kann ich die Briefe hier auch aufgeben?“ „Nein.“ „Do dem?“ „In der Briefen Abtheilung links.“ „Ist es gleich, in welchem Einwurf ich die Briefe werfe?“ „Ganz gleich,“ ruft der Beamte stöhnend. „Next!“ „Good morning, thank you, Sir!“ und sie raucht zurückden lächelnd von dannen, während die zwanzig Geldstückchen, die sie fast eine Viertelstunde lang aufgegeben hat, von dieser monumentalen Liebeswürdigkeit niedergeschmettert sind und unwillkürlich die Sülte lüften, als die Dame die Heide entlang an ihnen vorbeischießt wie ein General, der seine Armee anführt.

* Pariser Humor. Aus den Geheimnissen eines Toilette-Journals. Marie, ich bin überglücklich, daß Sie die Blumen besessen haben, die ich mir heute abend ins Haar stecken will.“ „Nein, gnädige Frau, sie sind bereits da. Aber...“ „Was, aber?“ „Ich habe das Haar der gnädigen Frau verlegt.“ „Einer, der sich nicht abweisen läßt. Ein Handlungsreisender spricht bei einem Geschäftsmann vor und eründt dem Commis, ihn zu melden: „Ich muß augenblicklich mit Ihrem Prinzipal sprechen.“ „Sie kommen zu spät. Der Prinzipal ist seit acht Tagen todt.“ „Aber nur auf drei Worte... drei Worte!“ erwiderte der Handlungsreisende und nimmt einen Schritt — Schritt zum Vorseh. Der Abjunkt läßt die Leute antreten, welche eine Kreiselkarte während der Woche subditirt erhalten haben. Dreißig Soldaten sind bestraft worden, aber nur zwölf melden sich dem Appell. Der Abjunkt schmaugt sie grimmig an: „Ihr waagt es, euch nur in der Anzahl von zwölf zu melden, während ihr doch mindestens dreißig sein müßtet!“ Unteroffizier, schreiben Sie ihre Namen auf und legen Sie jedem von den Kerlen, die da stehen, drei Tage Strengen zu!“ Uebertrumpft. Der als ehrlicher Schuldenmacher und ganz und gar nicht ehrlicher Zahler renommirte Graf F. erwidert eines Tages bei einem bekannten Finanzmann. „Mein Herr, redet er diesen an, meine Handlungsmittel wird Sie vielleicht vermehren: ich bin der Graf F., ich kenne Sie und komme zu Ihnen, Sie um ein Darlehen von 10,000 Francs zu bitten.“ „Mein Herr,“ erwidert der Finanzmann, „meine Handlungsweise wird Sie vielleicht noch mehr verwundern: ich kenne Sie und werde Ihnen das Geld borgen.“

* Die großartige Einrichtung. Der Herr Lieutenant von Leopold ist dem Jaf Silbertein Geld schuldig. Der Wechsel ist fällig; der Herr Lieutenant — im dritten Stock wohnend hat aus diesem Grunde den angenehmen Besuch des Herrn Silberstein, der sich um keinen Preis herbeilassen will, das „Wiedergeld“ zu prolongiren. Im Zimmer lebhaft Unterredung „immer lebhafter... die Thür geht auf, und heraus sient Jaf Silbertein. Jofann, der aus der Treppe oben Kleider putzt, kriegt ihn am Genick und wirft ihn über die Treppe in den zweiten Stock hinab. Dort putzt der Bürche des Lieutenants Jwider ebenfalls gerade die Uniform; er giebt dem Jaf Silbertein einen Tritt, daß er in den ersten Stock hinabfällt. Aber auch dort löpft der Bürche Fritz des Herrn Lieutenants von Bernheim Wafnerrod aus. Wie auf Kommando packt ihn auch dieler und wirft ihn zur Hausthür lechene „unzerbrechliche“ aber der Wortter, der gerade keine Lechene „unzerbrechliche“ Wäplichkeit herunterstürzen sieht, schlägt er ihm das Wasser ins Gesicht und wirft ihm die Schlüssel an den Kopf. Jetzt kommt Jaf Silbertein glücklich aus dem Thor; er macht vor dem hante Toilette, schaut dieses noch einmal an und sagt: „Gott der Gerechtigkeit, was für eine großartige Einrichtung in dem Haus, — das geht ja wie der Witz!“

* Wachtmeister (an einem Reuten, der nicht ordentlich im Sattel sitzt): „Himmelhagel, was ist das für eine Durcheinanderhohlererei auf dem Gaul — hat denn der Kerl gar keinen Hinterrad im Leibe?“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

?? Das bekannte Kolossalgemälde von Noehogroffe: Das Ende Babels, wird, wie man uns an Paris schreibt, in Berlin zur Ausstellung gelangen. Nachdem der Künstler sich vergeblich um einen Verkauf bemüht, hat er es einem amerikanischen Kunstverwalter in Newyork zu Ausstellungswecken überlassen. Er hatte vier Jahre daran gearbeitet.

— In einigen Städten der Ver. Staaten wird der Honograd zur vorerften Erlernung der Ausiprache fremder Sprachen benutzt. In eine Anzahl Eubider wird ein Konversations-Kursus der französischen und deutschen Sprache hineingebracht. Jeder Sob ist nummerirt und gleichzeitig in einem gedruckten Adressbuch enthalten. Auf diese Weise wird Ohr und Auge zugleich an die fremde Sprache gewöhnt.

Schloß Wolfseck.

Roman von G. Volkrecht.

[8] Plötzlich fährt Oktavie hoch empor. Sie schreit laut auf und zitternd springt sie aus dem Bett. Das war ein Schuß, ein Schuß, der sie erweckte. Noch meint sie den Nachhall des Knalls zu vernehmen. Sie weiß, daß etwas Entsetzliches geschehen ist, etwas Entsetzliches, das sie nicht auszuwenden vermog. Sie denkt gar nicht. Sie handelt einzig unter dem instinktiven Bewußtsein, diesem Entsetzlichen gegenüber stehen zu müssen. Ihre Zähne schlagen aneinander, während sie mit zitternden Händen sich ihren Schlafrock umwirft. Dann treibt sie vorwärts in wahnwüthiger Hast. Die drei Gemächer, welche zwischen ihrem Schlafzabnet und dem Arbeitszimmer ihres Vaters liegen, sind leer, die Thüren stehen offen und durch die Fenster bricht das erste fohle Licht des beginnenden Tages. Schwer atmet sie auf, bevor sie die Thür des vierten Raumes aufstößt. Ihr anglovolles Bild überfliegt denselben. Er ist scheinbar unverändert, nur das seine Cigarren-Aroma ist für den Augenblick mit einem andern Geruch gemengt, den Dodo nennt. Auf dem Schreibtisch steht die brennende Lampe. Ein klauses Wölfschen zittert darüber hin und verliert sich dann in den dunkeln Winkel. Die Portiere des anstößenden Schlafgemachs ist zurückgeschlagen, auch dort brennt Licht, und das junge Mädchen hat die Lieberzeugung, dort werde sie dem suchenden, das allmählig Gestalt anzunehmen beginnt, gegenüber stehen. Nochmals ringt sie nach Athem, dann strebt sie vorwärts, doch nur drei Schritte. — Ihr nachtes Hühchen ist an etwas angehoben, an einen Körper, der auf dem Teppich hingestreckt liegt — ihr Vater!

„Papa! Papa! Papa!“ — Sie ruft das Wort unabhingige Male in allen Tönen der Verzweiflung, des Schmerzes, des Entsetzens. Er wird es nimmermehr vernehmen. General Jwidero Slanski ist todt. Noch ist seine Hand nicht erkalte, die transpant hat die Waffe hilt, die ihm den Tod gegeben. Dodo liegt neben ihm auf dem Boden. Sie legt ihre Stirn an seine Stirn.

„Papa!“ Sie blickt in sein Antlitz, in das Liebe, immer noch schöne, doch im Kampfe der letzten Minute verzerrte Antlitz. Ein Schauer überläuft sie beim Anblick der verglasten Augen. Sie hat gesehen, daß man den Geforderten die Augen zudrückt, und mechanisch erweist sie ihrem Vater diesen Liebesdienst. Dann schmiegt sie ihr Antlitz fest an des todtlen Schulter, ihr Bild hat die Wunde gestreift, die grauenhafte Wunde in der Brust.

„Kontente!“ Dodo zuckt zusammen. Wer waagt es, in diesem dem Tode geweihten Raume sie anzurufen? Langsam erhebt sie den Kopf. Der alte Kammerdiener ihres Vaters steht neben ihr, Thürnen rinnen über seine ungelassenen Wangen. In dem geöffneten Thürnen drängt die Dienerschaft sich herein. Auch ihre Jofe und die Kammerfrau ihrer Mutter sind darunter. Auf aller Antlitz spiegelt sich ihr eigenes Entsetzen wieder. Sie erhebt sich und läßt sich vor ihres Vaters Schreibtisch nieder. Ihre bloßen Füße versinken in dem schwarzen Birsenfell. Sie vergräbt die Stirn in ihre Hände und verbirgt ihr Gesicht. Sie vermag in diesen Augenblicken in kein Menschenantlitz zu sehen. Eine bleierne Startheit überkommt sie, aber sie nimmt alles wahr, was um sie vorgeht. . . . Kalaien heben den Körper ihres Vaters auf und tragen ihn in das Schlafzimmer. Der alte Kammerdiener geht schluchzend daneben und hält die Hände seines Herrn. Die Kammerfrau weinen bringt an ihr Ohr. Die Gräfin wecken beräth sich mit den älteren Dienern, ob sie die Gräfin wecken solle. Sie tritt endlich mit derselben Frage an Dodo heran. Diese neigt bejahend den Kopf, ohne ihre Stellung zu wechseln. Jetzt ist im Nebenzimmer der Arzt erschienen, nach welchem man gefandt hat; ihres Vaters Abjunkt folgt ihm auf dem Fuße. Sie vernimmt, daß jeder Versuch vergebens sei — sie mußte es.

Die Sprechenden verstummen. Die Gräfin hat von der entgegengesetzten Seite das Tobtengemach betreten. Ihre lauten Wehklagen, ihr Weinen erregen Dodo's Reid. Die Mutter kann weinen — weinen!

Sie läßt die Hände von der Stirn sinken. Vor ihr, auf der grünen Tuchplatte des Tisches liegt ein offenes Couvert. Der Schreiber hat vergessen, es zu schließen. Sie wendet es um und liest die Adresse: „An Karl Graf Reichenburg, Oberst und Kommandant der Festung * * *“. Ein Brief ist ihm eingeschoben. Unschlüssig dreht sie das Couvert in ihren Händen. Ihre findenden Augen forschen vergebens über die Fläche desselben hinaus nach einem zweiten Abschiedszeichen an sie oder Wama. Vergebens. Sie aber zwei Papa's letzte Worte in sich aufnehmen, sind dieselben auch nicht für sie bestimmt. Dünkt ihr doch, das Papier sei noch warm von seiner Hand. Ihrem Impulse folgend, entfaltet sie das Papier und liest:

„Mein Karl!“

Das amerikanische Duell, vor welches Guido uns einst gestellt, geht seiner Entscheidung entgegen. Ich habe die schwarze Angel gezogen, ich räume Dir das Feld. Die Welt hat keinen anderen Raum für mich als das Grab. In dieser Nacht ist Fürst Wufatow, der Verlobte meiner Oktavie, gestorben. Er hatte mir zugesagt, meine Angelegenheiten zu ordnen; jetzt ist alles vorüber. Ich bin ruiniert. Morgen wird die Schaar der Wudorer, die ich bis dahin vertraut, meine Schande in die Welt schieben. Noch einmal die Gnade Sr. Majestät oder des Erzherzogs anzufragen, ist unmöglich. Du würdest mir helfen, Karl, ich weiß es, wenn Du es könntest. Du bist mir niemals fremd gewesen. Aber Du bist arm. Durch meinen Tod wirst Du reich. Denke daran, Karl, und nimm Dich meiner Hinterbliebenen an. Dir empfehle ich sie. . . . Wenn Dein Albrecht und meine Dodo. . . .

Der Gedanke an das theure Kind macht mich wahnwüthig. Ich schlich vorhin an die Thür ihres Schlafzimmers. Ich wollte die Schlummernde noch einmal sehen. Aber ich wich zurück — ich fühlte, wie ich wech wurde. Und ich will wie ein Mann sterben.

Bringe Du meiner Frau und meinem Kinde meine letzten Grüße.

Oktavie machte eine Bewegung, als wolle sie das Blatt an der Lampe verbrennen. Jedoch sie zog ihre Hand zurück. Hatte sie ein Recht dazu?!

Wit zusammengekniffenen Lippen und weitgeöffneten Augen legte sie es sorgfältig in das Couvert zurück und schloß dasselbe. Dann schob sie den Brief mit der Adresse nach aufwärts auf denselben Platz, wo ihr Vater ihn hingelegt hatte.

Laurelos und unbemerkt verließ sie das verödete Gemach.

VL

Die Gräfin trug das über sie hereingebrochene Verhängnis mit der Ergebung eines dem Sturm gepfeiften Hofes. Der Abjunkt des Generals, Herr v. Retzow, der ihr treu zur Seite stand, hatte noch vor Tagesanbruch Telegramme an Karl Reichenburg und auch an Albalbert, der ihm befreundet war und dessen Aufenthalt in Dresden er kannte, abgeschickt. Der Brief des Verstorbenen wurde der Post übergeben.

Mit dem erwachenden Tage lief die Kunde von dem suchtbaren Ereignis durch die Hauptstadt. Die Zeitungen nahmen sie noch unter ihre Derselben auf. Zunächst dem Bericht über den Tod des jungen Fürsten Wufatow hatte man die Mittheilung eingeschoben: Se. Excellenz General Jwidero Slanski sei diese Nacht am Herzschlage gestorben.

Niemand glaubte an die angegebene Todesursache. Die



Wahrheit war den Lefern nur zu wohl bekannt. Aber an dem Palais vorüberging, verhehlt nicht, schene Blide nach den Fenstern des ersten Stockwerks hinauszusehen, als könne man diesen etwas von der tragischen Scene anfangen, die sich heute nacht hinter ihnen abspielte hatte. Vom frühen Morgen an sahen die Equipagen des Adels vor, deren Reiter für wenige Minuten die breite Herrschaftstreppe hinaufzogen, um ihre Namen auf die bereitgestellten Nomenclaturen einzutragen. Zwischen sie drängten sich Leute mit aufgereizten, gespannten Mienen. Nicht Theilnahme trieb sie hierher, vielmehr die Sorge um ihr Geld. Mit bauschen Worten verweies der Portier sie auf die Hintertreppe. Troben wehrte der Thürhüter sie ab, Ihre Excellenz die Frau Gräfin sei nicht zu sprechen. Es kam zu harten Wortwechseln, Ausrufe und Verwünschungen unterdrücken schritt die Stille des vereinsamten Hauses und fanden ihren Weg bis zu den Thren der schmerzgebeugten Hinterbliebenen.

Die Gräfin verließ erst gegen Mittag das Bett, um die Abgehenden Sr. k. Hoheit zu empfangen. Der Protector ihrer Gatten erbat sich das Recht, die Sorge für die Bestattung übernehme zu dürfen.

Am Nachmittag fuhr ein geschlossenes Coups aus dem Portale des Palais, Dodo und ihre Mutter saßen darin. Es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, zu dem sie sich begaben. Noch in dieser Nacht sollte die Leiche des jungen Fürsten ihre Reise in die ferne Ostseite antreten. Einen Strauß Orangensblüthen, den Dodo in den Händen hielt, wollte sie ihm auf die Brust legen zum Geleit in die einsame Gruft am Kaukasus. Am Sarge ihres Verlobten, der gestern noch im abnunglosen Jugenmuth mit ihr gekämpft und wohlwollende Wohlthaten gebildet für die Zukunft aufbaute, löste sich die Startheit ihres Schmerzes in Thränen auf. Allmälig ward sie fähig ihr Unglück zu ermaßen. Sie wußte nunmehr, sie habe Sergy geliebt und, was sie in dem Vater verloren, konnte sie niemals, niemals überwinden. Sein kühner, lebensfroher Sinn war bisher das Lebenselement ihres Daseins gewesen. In ihm spiegelte ihr eigenes Sein sich wieder. Daß er einmal verzaun konnte, daß er vor dem Tode, das beinahe ein Menschenalter mit ihm im Kampfe lag, schließlich den stolzen Knoten beugte, das ließ sie die Macht dieses erbarmungslosen Geßners empfinden. Auch an ihr hämmerte er mit erhaltungslösern Schlägen. Sie ward nicht müde, die letzten marmorernen Augenlider ihres Vaters mit den Farben des Grauens vor ihre Seele zu malen. Sie füllte sich so allein auf der großen, eiden Welt. Alle todt, die sie liebten. Ach, der arme Papa hatte wohl gut gethan, ihr zu entfliehen — konnte sie ihm nicht folgen? Sie war mit den Waffen ja wohl vertraut. Aber Mama, die arme schwache Mama — nein, sie mußte leben! Für Mama mußte sie leben. Es war auch wider die Religion, so zu sterben! Da sie mußte leben, auch um zu beten — für den armen Papa. Sie mußte seine Seele lobeten von der ewigen Verdammniß. Sie saß plötzlich den Entschluß, ins Kloster zu gehen — dann jedoch wäre Mama ebenjo allein, als sei die Tochter ihr gestorben. Ihr Antlitz war über Nacht ganz sômal geworden. Die vordem stolz getragenen Schultern hielt sie schlaff gesenkt, als schleppe sie eine schwere Last. Als sie wieder im Hause angelangt war, irrte sie aus einem Gemach in das andere. Nur vor der Salontür wich sie zurück. In ihrem Ankleidezimmer fand sie ihre Jose mit Himmegträumen der eben eingetroffenen Brautcollette beschäftigt. Sie hätte beinahe aufgeschrien vor Schmerz. Flüchtig eilte sie zurück durch die Reihe der glänzenden Räume. Es war ihr als habe sie ein Vergeben bezogen, und sie müßte dafür Abbitte leisten. Sie ritz die Thür des Salons auf. In dem düstern Trauergemach vor

dem Sarge ihres Vaters kam ihr leidenschaftlicher Schmerz zu seinen vollen Ausbruch. Sie war ganz allein, und dies war die einzige Erleichterung, welche es für sie auf der Welt gab.

Die leise Stimme der Kammerfrau, welche sie zu der Gräfin beschied, erweckte Dodo aus ihrem Hinbrüten. Graf Adalbert Reichenburg war angekommen.

Es war bereits Abend. In den Gemächern, welche das junge Mädchen durchschritt, brannten die Lampen. Sie ging sehr langsam. Die Begegnung mit Adalbert war ihr peinlich. Er war ihr beinahe fremd. Der Inhalt von Papa's legtem Brief würde ihm zweifellos bereits bekannt sein. Unwillkürlich nahm sie, während sie eintrat, eine abwehrende Haltung an; Graf Reichenburg saß in einem Fauteuil neben dem Sopha der Gräfin. Er erhob sich bei Dodo's Eintritt und ging ihr entgegen. Die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, überwältigte ihn so, daß er nur wenige Worte des Beileids auszusprechen vermochte. Sie verbeugte sich kumm, ohne ihm die Hand zu reichen. Dann setzte sie sich vor den Kamin. Ein leichtes Feuer brannte darin, und die freundliche Flamme wirkte auf ihre Seele so sänftigend, wie die ausströmende Wärme auf ihren Körper. Ihre Wulle beruhigten sich, eine traumhafte Mattigkeit kam über sie. Es that ihr wohl, daß der japanische Fischschirm sie vor den anderen verbarz. Sie hätte einen solchen Schirm zwischen sich und die ganze Welt schieben mögen. Die Gräfin erzählte in ihrer auch im Schmerz gelassenen Weise ausführlich und unter vielen Thränen die Geschichte des letzten Tages und der verwichenen Nacht. Mit der Aufmerksamkeit, welche das Herz eingiebt, hörte Adalbert sie an. Niemand konnte an der Wahrhaftigkeit seiner Theilnahme zweifeln, selbst Dodo nicht. Und doch zwang sie sich zu dem Glauben, er sei im Innern froh, denn ihres Vaters trauriges Sterben brachte ihm ja hohen Gewinn. Mit schlichten Worten begann er, als die Gräfin schwieg, zu berichten, wann und wo die betrieblende Kunde ihn ereilt habe. Die Gräfin vernahm mit Besmuß die Schilderung der Bestürzung, welche dieselbe unter den bei der Trauung Beteiligten hervorgerufen. Ferry, ihrer Schwester Sohn, habe sich nur schwer überreden lassen, seine Hochzeitreise anzutreten und das Begehren aufzugeben, ihn hierher zu begleiten. Allein er habe seinen ganzen Einfluß aufgebieten, Ferry's Geleite abzuholen.

„Warum?“ fragte unerbörbar die Kaiserin an Kamin. Ein abweisender Zug lag auf ihren Lippen. „Der gute Ferry!“ rief die Gräfin gerührt.

Auch die Stiftdamen hätten mit ihm übereingestimmt. Die junge Frau habe ihnen allen so leid getan, sie sei ein so zartes, sensitives Wesen. Dann seien die Komtesse mit ihm abgereist. Der Aufenthalt in Dresden habe für sie jeden Reiz verloren. Sie haben sich unverzüglich in ihr einige Stationen vor Wien gelegenes Städtchen begeben. Er habe im Hotel, in welchem er vor einer Stunde angelangt sei, einen Brief seines Vaters vorgefunden. Der alte Herr liege an einem rheumatischen Leiden darnieder. Seine Pflege halte auch die Mutter zurück. Die Eltern seien ganz verzweifelt darüber, daß sie dem Hingehiedenen nicht die letzte Ehre erweisen könnten. Die Mutter werde dies alles morgen, besser als es er sagen könne, an die Gräfin schreiben.

Gräfin Lini reichte dem jungen Manne die Hand. „Sie sind so gut, Adalbert. Wie oft habe ich Sie, als Sie noch ein kleines Kind waren, auf dem Arm getragen. Sie waren ein so herziger Bub.“ Ach, Sie glauben nicht, wie sehr ich unter dem Herzmüßig litt, welches Ihre Eltern und meinen Mann später trennte.

(Fortf. folgt).

Erinnerungen eines Offiziers.

Von Hans v. Balsek.

In dem Entréezimmer des Portiergeschloßes ist ein Bureau eingerichtet. In dem bodenleichen Esel am Schreibtisch sitzt elegant Poll, um ihn herum Alten, Bäder und Papiere aller Art. Am Kamin „Schroder“ liegt in Vertretung, der eben Panette's diplomatische Annäherung erzählt hat, am Tisch ein Schreibender Soldat.

„Es klopft.“ — „Herrin!“
 „Francois klopft.“ — „madame la comtesse d'Evremont.“
 „Bonjour.“ — sagt Poll und schreibt weiter, Vice-Schroder erhebt sich, die Gräfin tritt ein:

„Mein Herr, man sagt mir, daß ich die Ehre habe, den Herrn General Staff beherbergen zu dürfen.“
 Schroder's Nachfolger überliest so aut es geht; Poll räuspert sich fürchterlich und blüht auf.
 „Wäre es wohl erlaubt sein, eine Frage an das Armees-Kommando zu richten.“ — eine Witte vorzutragen.“
 Poll wirtelb keinen Sperrboden redet und sinkt über die Schelle hinaus und winkt herablassend an einen Stuhl.
 „War hat vor einigen Wochen die Kriegskonttribution von 10 Francs per Kopf der Bevölkerung im Schloß Evremont eine

zutreiben verlußt, aus, da mein Pächter ganz ohne Geld war, so konnte er nicht zahlen.“

Poll schmit eine Grimasse, ergreift ein zur Hand liegendes Blatt, welches das Verzeichnis sämtlicher dem Regimente nachgelieferte Bestimmungstücke aufzählt, blättert darin, las einige Zeilen, deutete dann mit dem Finger auf die Position „500 mollen Leibbinden.“ legte das Blatt nieder, schüttelte borwurfsvoll das Haupt und schlug den Blick sinnend nach oben.

„Mein Pächter Portier glaubt nun, daß dieses Verzeichnis, welches wir nicht nachholen konnten, weil niemand wieder kam, und wir auch nicht wußten, an wem zahlen, dem Regimente die Strafe einer Einmariung zugezogen, welche wie die Zündhäm in den Zimmern wohnt, als in meinem Wüthstand haust und alles vernichtet wird, wenn nicht Einhalt geschieht.“

Poll zog die Achseln fürchterlich in die Höhe, sein Mund bofete streng an den 500 mollenen Leibbinden, kein Laut kam über seine Lippen.

„Gehen Sie, Herr Schroder, soll ich emol mit der Ollen reden?“
 „müßte sich jetzt der Schreiber in die Verhandlung, geht Sie bloß an Dohndlich raus, um ich sage Sie, ich schlage an hier 'ne Verpflückung raus! Na? Zieie Kellchenheit ist glück'ch, wie sie uff's Theater legen.“

Die alte Gräfin hatte aufmerksam von einem zum andern geschickt, jetzt erhellte sich das Gesicht des Wärters, er erhob sich und schritt hinaus.

Der Schreiber aber begann in Pariser Kellner-Französisch: „Sehen Sie, Madame, es ist in Kriege wie im Kriege, aber — Sie haben den Krieg angefangen.“

Die Matrone wollte protestiren, aber sie bedachte, daß sie den Feind bei guter Laune erhalten müße und — gab es zu.

„Nun kommen wir hier her, wo wir es doch zuhause so gut haben können, kriegen wenig und schlecht zu essen — iawohl, Madame, wenig und schlecht — denn jeder von uns ist ein dreimal täglich Braten und Wein gewöhnt, von Gnarren will ich gar nicht reden, die haben wir zuhause hienemelle. Sehen Sie, daran sind wir gewöhnt von General bis zum Trainisoldaten. Haben Sie mich verstanden?“

Madame hatte ihn verstanden und schickte im Hergen die besten Borige.

„Wenn wir das nun hier alles ebenjo hätten, dann wären wir die glücklichsten Leute von der Welt. Und was Ihre Angelegenheit da betrifft, die Kontribution, so kann Ihnen das noch stoß und Krangen sein, wenn ich nicht den Lieutenant von Montfort bitte. Es ist ein rechtlicher Mensch, und wenn der will, dann ist das für den eine Bagatelle, die Sache niederszulagen. Nun legen Sie also, daß es ganz allein von Ihnen abhängt — Sie werden nicht darum wissen, Madame — aber man hat uns einen Wein servirt, den in Paris kein Straßenger trinken würde, wöha la question!“ — Vice-Schroder rief sich stillvergnügt die Hände.

„Es hat eine Pause ein. Dann erhob sich Madame: „Mein Herr, ich bitte Sie, mich bei Ihren Anmerkungen zu entschuldigen, es war nicht böser Wille, sondern die Ette des Landes, die den Mächtig verichudet, aber Sie werden nicht mehr zu klagen haben.“

„Ich bin im voraus überzeugt, und was die Kontribution anbelangt — er legte die Hand auf's Herz.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr.“
 „Pas de quoi, madame, gar keine Ursache.“ — und er öffnete ihr galant die Thür.

Zwei Tage sind vergangen, der Waffenstillstand ist abgeschlossen,

Bunte Zeitung.

• **Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen v. Manteuffel.** Ein Militär-Bodenblatt schreibt Oberlieutenant im Nebenan des Großen Generalstabs, Herr v. Lesskyński: Im Laufe d. M. noch wird der zuerst fertig gestellte Band der von der Familie v. Mollke unternommenen Veröffentlichung der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des vereinigten Feldmarschalls im Buchhandel (Berlin, G. S. Mittler u. Sohn) erscheinen. Er tritt, ogleich nach dem Gelammntzen der Wüthstufen der Briten in der Reihe, als erster in die Öffentlichkeit, weil sein Inhalt, der Haupttheile nach eine kurgestaltete Geschichte des Krieges 1807, druckfertig bereit lag. Der Feldmarschall hatte diese Geschichte im Frühjahre 1887 begonnen und sie Anfang 1888 beendet. Die Veranlassung zu ihrer Entstehung gaben Gespräche mit seinem Neffen, dem ihm als Adjutanten beigegebenen Major v. Mollke. Dieser hatte wiederholt verucht, den Feldmarschall zur Aufzeichnung von Erinnerungen aus seinem Leben zu bewegen, war aber stets erfolglos geblieben. „Alles, was ich Sachliches geschrieben habe und was des Aufgebens werth ist, liegt im Archive des Generalstabs, meine persönlichen Erinnerungen sind besser mit mir begeben,“ hat der Feldmarschall erwidert und

man hat den Truppen Ruhe gewährt, um Anzug und Waffen wieder in hand zu legen. Alles flücht, klopft, härtet, ruht.

Im großen Saal am Canal duette's wie in einem Restaurant nach Mitten, Pfeiften, Karten, Cigaretten, Rauch.
 Die Offiziere konversirten in den wohlthunigen Räumen mit der Gemuth; wer weiß, wann man wieder einmal dazu kommt.
 Die Mannschaften des Stabes leben nach Poll, wie'n Duzend jubilo.

Das Küchenpersonal beschäftigt zu künbigen und sucht einen anderen Dienst.

Die alte Gräfin wiegt sich in Soffnungen, die auf Keller, Küche und den Lieutenant von Montfort höhen. „Meier Kientemann künmet wie ein rettender Engel über ihrem Thun und Wesen, sie denkt und spricht von nichts anderem, und Leonie ist bereits eierkühlig auf ihn, denn Francois sagt, er sei jung und schön.“

Leonie und Manette sind wenig zu Haus, sie suchen den gewissen Bräutigam, dessen Courtoisie und Gortgefühl ihnen nachträglich zur unumwüthlichen Gewißheit geworden, der — sie sind fest überzeugt — die Großmama und der Governant retten wird.

„Aber Sie suchen vergebens.“
 Da künnt das Gerücht durch die Stadt, sämtliche Offiziere seien zu einem Appell befohlen. Nun wird man ihn finden.

Im Salon der Großmama steht Leonie vor dem Spiegel in tolleroller Toilette. Manette wartet draußen, um die Comtesse zu begleiten. Francois erweist mit einem Brief aus Evremont und präcisiert ihn der Gräfin.

Da rief Manette die Thür auf: „Comtesse! Er ist es! Er ist es!“

Leonie eilt hinaus — sie muß sich an Manette halten — der Krustien! — Und wie sieht er aus in der bligenden Uniform mit to vielen Orden, so viel, viel schöner als damals — sie bringt vor Herzpochen sein Wort heraus, und er auch nicht.

„Nun an der Treppe ist der Blick eingeschlagen, als man erfährt, daß aus Evremont Bericht gekommen, und die Comtesse im Vorral den Lieutenant interpellirt.“

Poll schreit den Schreiber an: „Was wird nu? — Sie sind vor allem verantwortlich.“

„Ach, weß jo von garmücht nich, Schroder hat m'r jo alles angestillert!“

„Schroder! Ganz richtig! So ging's, und Poll stieg beruhigt die Treppe hinauf.“

Oben hatte inzwischen die alte Dame das stumme Wiedersehen der jungen Leute gehört. Portiers Bericht in der Hand eilte sie freudenthräulich zum Lieutenant zu und erwiderte sich in Dankföhligen seine erlauchte Abkunft als Weidchenheit deutend: „Er ist es jo, Kind, der uns das alte liebe Evremont, die Gemuth gerettet! Die Gefreutenstruppen sind fort, alles wieder beim Alten!“

Leonie hatte ihn immer nur strahlenden Auges angesehen, nun bot sie ihm die Hand, die er lange und nung küßte, aber brechen konnte sie nicht, es war zu viel, was sie ihm zu lagen hatte, dem geböhen Bräutigam — Ach was, nun war Bestimmung, und Freude in Aussicht — ja Freude — überall —

„Der Zeitpunkt, er ist die beste Zeit!“ meldete Poll von der Treppe.

„Herr! küßte den Damen die Hand, sie begleiteten ihn bis zur Treppe und blühten ihn nach. Unten grüßte er noch einmal zurück.“

„Auf Wiederkehr! auf bald!“ rief die Gräfin und warf ihm küßfinger nach.

„Er hielt aus wie ein Mannad, aber er hat ein französisches Herz.“ küßte Leonie und küßte stürmisch die Großmama.

„Kind! Kind!“ lächelte die Matrone, „galt der Flug mit allen? — Mit dem, was uns das Höchste dünkt, schmüden wir nur — was wir lieben!“ (Schluß folgt).

seinem Widerwillen gegen das Wiedererschreiben von Denkwürdigkeiten unüberwindlich Widerstand gegeben. Er war der Ansicht, der Wemantenschreiber laute leicht Gelehr, der persönlichen Eitelkeit zu fördern und große geschichtliche Thatfachen und Personen subjektiv, daher möglicherweise flectisch, ungetreut und falsch aufzuweisen. Als er von seinem Gebeten wurde, über den Krieg von 1807/01 schriftliche Mittheilungen zu machen, entgegnete er seinem Neffen: „Ihr habt ja von dem Generalstabe herausgehobene Beweichte des Feldzeuges, da sieht ja alles dein.“ küßte aber freudlich hinzu: „Sie ist für die große Menge der Leser zu detaillirt und sachmüthig geschrieben, man müßte sie einmal ausgangweise bearbeiten.“ Als er nun am folgenden Morgen das Generalstabswerk auf seinem Schreibtisch bereit gelegt vorfand, machte er sich stillschweigend an die Arbeit, eine Hienarbeit für einen Lebens- undachtszuehörigen, und küßte sie ohne Unterbrechung zu zu Ende, wie sie jetzt aus einem Guffe vorliegt. Er hängte sie seinem Neffen ein und kam niemals mit einem Worte darauf zurück. Nur dieser Geschichte des Krieges 1807/1. befreundet sich in dem demüthigt erfindenden Bande noch ein kurzer vom Feldmarschall ebenfalls seinem Neffen eingehendiger Bericht über den angeblichen Kriegsrath in den Krieges König Wilhelm I., der im Jahre 1881 aus Veranlassung eines poetischen Wertes von Fedor von

